

Von der typischen Ordenskarriere zur individuellen Lebensentscheidung

Historische Beobachtungen

Eine typische »Ordenskarriere« in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts könnte etwa so ausgesehen haben: Schon als Kind kam das Mädchen/der Junge in Kontakt mit Ordensschwestern. Eine Schwesternfiliale gehörte gewissermaßen zur Grundausrüstung des katholischen Milieus vor Ort. Die Schwestern kümmerten sich um die Kirche, betrieben einen Kindergarten und eine Nähsschule und sorgten sich um die Pflege der Kranken – Anfänge dessen, was heute von Sozialstationen übernommen wird. Der Nahkontakt mit einer religiösen Gemeinschaft war also von Kindheit an gegeben. Er wurde über den Bereich der Pfarrei hinaus vertieft durch regelmäßige Wallfahrten zu Gnadenorten, an denen Ordenspriester wirkten. Vielfach kamen auch noch Begegnungen vor Ort hinzu, entweder durch Aushilfen und fremde Beichtväter oder durch Volksmissionen. In katholischen Familien gehörte es auch zum guten Brauch, eine Zeitschrift zu halten, um das Anliegen der Mission zu unterstützen.

Wenn die Entscheidung über die Schulausbildung anstand, rückte für viele die Möglichkeit in das Bewusstsein, eine Ordensschule zu besuchen. Je nach Wohnort war es notwendig, in ein Internat zu ziehen, um überhaupt eine weiterführende Schule absolvieren zu können. Die Internatsschulen der Orden, die Juvenate der Männerkongregationen und die Pensionate der Frauengemeinschaften stellten diese Ausbildung zur Verfügung – und das zu einem deutlich günstigeren Preis als staatliche Institutionen. In den Schulen wurde neben der intellektuellen Ausbildung ein selbstverständlicher Zugang zu Spiritualität und Lebensform der jeweiligen Gemeinschaft vermittelt.

Die Entscheidung zum Eintritt in eine Gemeinschaft war

also für viele bereits lange vorbereitet. Es war ja auch nichts Besonderes. Fast jede Familie hatte ihren »Pater«, »Bruder« oder ihre »Schwester«. Angesehen war die Berufung zum Ordensleben auch. Zumindest im Kontext des katholischen Milieus galt es nicht als Schande, sich für ein kommunitäres Leben zu entscheiden. Die Motive waren sicherlich gemischt. Ein bisschen Karrierestreben war vermutlich bei manchem mit dabei. Eine 1914 ins Kloster eingetretene und nach 28 Jahren wieder ausgetretene Nonne resümiert die Gründe, die ihrer Meinung nach bei Frauen dafür sprachen, einer religiösen Gemeinschaft beizutreten: »Die meisten Menschen stellen sich vor, dass die Mädchen um einer unglücklichen Liebesgeschichte willen ins Kloster gehen. Vielleicht gilt das für einige; aber sie sind seltene Ausnahmen. Ich glaube, dass die meisten deshalb Nonnen werden, weil sie einer der beiden folgenden Gruppen angehören.

Die erste, kleinere Gruppe enthält solche, die von Natur aus fromm sind. Zu heiraten hat für sie keinen besonderen Reiz. Sie sprechen gern ihre Gebete (vielleicht das Gegenteil vom wahren »Beten«); sie lieben ein ruhiges, wohlgeordnetes Dasein mit dem Himmel als Ziel. Sie geben nicht die besten Nonnen ab, aber sie führen ein gutes Leben und erreichen ziemlich häufig einen überraschend hohen Grad von Heiligkeit.

Die zweite Gruppe ist zahlreicher und interessanter. Sie besteht aus Menschen, die nicht eigentlich ins Kloster gehen, weil sie es sich selbst gewählt haben, sondern weil sie von Gott erwählt wurden. Diese sind die wirklich »Berufenen«. Irgendein geistiges Abenteuer ist ihnen widerfahren. Eine lebendige Begegnung hat zwischen ihrer Seele und Gott stattgefunden. Sie sind über alle Möglichkeiten des Zweifels hinaus gewiss, dass Gott eben nicht ein verschwommenes, fernes, geistiges Ideal, sondern eine lebendige Person ist. Deshalb werden sie von einer Art brennenden Hungers und Durstes nach Gott ergriffen, die nur er selbst stillen kann.«¹

¹ *Baldwin, M.*, Ich springe über die Mauer, 11f.

Die Motive für ein religiöses Leben dürften gut skizziert sein. Weitere Motive kamen sicher dazu. Gerade für engagierte junge Frauen bot das Kloster in der Epoche des katholischen Milieus gute Ausbildungschancen.² Die Kongregationen des 19. Jahrhunderts waren ja zu einem guten Teil Funktionsgründungen. Frauen konnten deshalb in Ordensgemeinschaften mit einer mehr oder weniger gediegenen Ausbildung eine gewisse Eigenständigkeit erreichen, zumindest was die Abhängigkeit von der männlichen Vormundschaft anging. Solange staatliche Zölibatsvorschriften beispielsweise für den Lehrerinnenberuf galten, kam noch die Absicherung in einer Gemeinschaft hinzu. Im konkreten Fall freilich wurde bei der Bestimmung für eine konkrete Berufstätigkeit sehr viel Verzicht, Rücksichtnahme auf die Gemeinschaftsaufgaben und Einordnung gefordert. Das gezeichnete Bild ist jedoch eine idealtypische Momentaufnahme. Lebensentscheidungen sind und waren in religiösen Gemeinschaften zu jeder Zeit sehr persönlich und dem Wandel der Verhältnisse unterworfen. Die beiden Weltkriege etwa wirkten sich sehr stark auf die Entscheidung zu einem religiösen Leben aus: positiv als Katalysator für viele Berufungen, negativ aber auch als Faktor, der die Sinnhaftigkeit eines Engagements für die Religion in Frage zu stellen begann. Was die Möglichkeit beruflicher Ausbildung in religiösen Gemeinschaften anging, so hatte auch das zwei Seiten: Einerseits sorgten die Orden tatsächlich für eine Professionalisierung, andererseits war diese Absicherung verbunden mit dem weitgehenden Verzicht auf persönliche Entfaltungsmöglichkeiten; Krankenschwestern und Erzieherinnen, die quasi rund um die Uhr nur zwischen Arbeit und Gebet abwechselten, auf Freizeit aber fast gänzlich verzichteten, waren eher die Regel denn die Ausnahme – die hohen Sterberaten in jungen Jahren zeugen davon.

Nach dem Zweiten Weltkrieg – nicht zuletzt bedingt durch die Emanzipationserfahrungen der Verfolgungsjahre –,

² Vgl. zur Geschichte der Frauenkongregationen des 19. Jahrhunderts *Meiwes, R.*, ›Arbeiterinnen des Herrn‹.

spätestens aber nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil,³ änderte sich das Bild auf breiter Linie: Die innere Plausibilität des Ordenslebens schien plötzlich verloren. Die Orden erschienen als Institutionen, die in einer pluraler werdenden Welt anachronistische Zeugen einer vormodernen Ständegesellschaft waren. Beruflicher und sozialer Aufstieg ließ sich, so die um sich greifende Auffassung, am ehesten außerhalb des religiösen Kontextes erfahren. Die Berufungen zum Ordensleben gingen rapide zurück – wie Religion überhaupt in den Modernisierungsdiskursen der 1960er Jahre und der Folgezeit zunächst kaum mehr eine Rolle zu spielen schien.

Damit änderte sich auch das Innengefüge der religiösen Gemeinschaften. Lebensentscheidungen wurden anders gefällt: Wenn junge Leute in einen Orden eintraten, so taten sie dies nun nicht mehr automatisch nach dem Ende ihrer Schulzeit, sondern nach dem Ende eines Reflexionsprozesses, der vielfach erst nach dem Abschluss einer ersten beruflichen Qualifikation begann und sich über die Jugendzeit hinaus ausdehnte. Der Individualisierungsschub ab den 1960er Jahren wirkte sich in der abnehmenden Zahl der Berufungen, aber auch in ihrer konkreten Ausgestaltung aus. Vor allem die Frauen profitierten von den neuen Möglichkeiten, was die Eintrittszahlen in religiöse Gemeinschaften rapide sinken ließ. Junge Leute wollten sich auch nicht mehr fraglos in die funktionierenden Mühlen einer Noviziatserziehung und die Forderungen religiösen Gehorsams einordnen lassen, sondern forderten die Berücksichtigung individueller Fragestellungen, die Rücksichtnahme auf seelische Prozesse der Einzelnen und der Noviziatsgruppen. »Erfahrungen« wollten gemacht und reflektiert werden. »Praktika« zur Erprobung der Berufung, aber auch zum Austesten der intellektuellen, pädagogischen und praktischen Begabungen im Hinblick auf einen späteren Beruf innerhalb der Ordensberufung kamen auf. »Fertig« war ein Ordensmann oder eine Ordensfrau

³ Zu den durch das Konzil bewirkten Veränderungen im geweihten Leben vgl. *Schmiedl, J.*, Das Konzil und die Orden.

deshalb nach dem Noviziat noch lange nicht; die Einführung von Junioratskursen zwischen Noviziat und endgültiger Bindung an die Gemeinschaft war ein Reflex dieser Entwicklung.

Und noch etwas veränderte sich: Lebensentscheidungen wurden und werden zunehmend noch einmal thematisiert. Das »Zurückkommen auf eine Lebensentscheidung« gehört zwar in der spirituellen Tradition im Kontext einer »zweiten Bekehrung« zu den Standards der Entfaltung des geistlichen Lebens. Neu ist jedoch, dass es jetzt im Zusammenhang psychologischer Werdeprozesse des Humanums steht. »Midlife crisis« oder ähnliche Phänomene periodischer Neustrukturierungen des eigenen Lebens ereignen sich auch im religiösen Leben. Und dabei ist es keineswegs selbstverständlich, dass eine solche Entscheidung in der Sinnrichtung der am Beginn des Erwachsenenalters getroffenen ausfällt. Auch Ordensleute reklamieren für sich das Recht auf seelische Entwicklungen. Und Veränderungen des persönlichen Sinnkonzepts, die sich nach langen seelischen Prozessen mit Hilfe von Fortbildungen, Kursen und Experimentierphasen in beruflichen Neuorientierungen, in gemeinschaftlichen Veränderungen, aber auch im Austritt aus der Gemeinschaft äußern können, nehmen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts an Häufigkeit zu, werden aber auch immer selbstverständlicher akzeptiert. Religiöse Gemeinschaften sind in den allgemeinen Individualisierungsprozess der pluralen Gesellschaften des 20. und 21. Jahrhunderts hineingezogen. Der Schutz von Klostermauern existiert nicht mehr.

Nicht mehr existieren deshalb auch typische »Klosterkarrieren«. Die Lebensläufe von Mitgliedern religiöser Gemeinschaften haben sich deutlich individualisiert und pluralisiert. Das gilt für die Phase des Eintritts in eine Gemeinschaft ebenso wie für die Periode der Ausbildung bis zur endgültigen Bindung. Das gilt aber auch für die jeweils neu zu treffende Entscheidung bezüglich des Bleibens oder des Gehens. Im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde heftig über den Verpflichtungsgrad und die unterschiedliche theologische Qualität religiöser Bindungsfor-

men diskutiert: Worin unterscheiden sich feierliche und einfache Gelübde? Kann überhaupt eine andere Bindungsform möglich sein als die der Gelübde, oder wird mit dem Verzicht auf die feste Sicherung durch eine unter schwerer Sünde verpflichtende Bindung nicht das Wesen des Ordenslebens überhaupt in Frage gestellt? Solche Überlegungen sind durch die konkrete Praxis der letzten 40 Jahre weitgehend obsolet geworden. Es zeigte sich nämlich, dass persönliche und gemeinschaftliche Prozesse ablaufen, unabhängig davon, ob und welche religiösen Bindungen vorhanden sind. Daraus ergeben sich freilich Konsequenzen für das Einzelmitglied und für die Gemeinschaft: Religiöse Gemeinschaften müssen die Spannung zwischen einem überzeitlichen Ideal und Sendungsanspruch auf der einen und der jeweils neu zu erbringenden Motivation für deren lebensmäßige Umsetzung durch die Mitglieder aushalten und produktiv gestalten. Das Einzelmitglied braucht zur Orientierung und eventuellen Korrektur seiner individuellen seelischen Entscheidungsprozesse die Hilfe der Gemeinschaft.

Die Diagnose der Individualisierung gilt weltweit. Betroffenen davon sind, wenn auch teilweise etwas zeitversetzt, alle Gemeinschaften in allen Ländern und Kulturkreisen. Deshalb sind Orden auch überall an diesen Themen und Prozessen dran. Das ist in vielen Fällen ein schmerzlicher Vorgang. Er öffnet jedoch auch den Blick dafür, wie unterschiedlich die Zugänge zu einem geweihten Leben und wie vielfältig die Berufswege sind. Individualisierungsprozesse sind in den meisten Gemeinschaften akzeptiert und erwünscht. Neue Spannungen ergeben sich aus fehlenden finanziellen (seltener) und personellen (häufiger) Ressourcen der Gemeinschaften. Auch gibt es nach wie vor Unterschiede zwischen Frauen- und Männergemeinschaften.

Auf diesem Hintergrund muss das Phänomen einer religiösen Lebensentscheidung neu bedacht werden. Kontexte sind die sich wandelnde Gestalt des Ordenslebens und die kulturellen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten einer lebenslangen Bindung überhaupt. Aber es kommt auch darauf an, in all diesen Veränderungen und historischen Ent-

wicklungen eine Chance zu sehen, für sich und die eigene Gemeinschaft einen Neuzugang zu religiösem Leben insgesamt zu entdecken und eigene biographische Erfahrungen mit theologischen Neuentdeckungen zu verbinden.

LITERATUR

Baldwin, M., Ich springe über die Mauer. Zurück in die Welt nach achtundzwanzig Jahren Klosterleben, Heidelberg 1953.

Meiwes, R., ›Arbeiterinnen des Herrn‹. Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert (Geschichte und Geschlechter 30), Frankfurt a. M. 2000.

Schmiel, J., Das Konzil und die Orden. Krise und Erneuerung des gottgeweihten Lebens, Vallendar/Schönstatt 1999.